

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Früh am Morgen des 7. Juni ließ der Kapitän alle Offiziere in die Messe bitten.

„Meine Herren,“ begann Kapitän Parkinson, „wir stehen vor einem Problem, das bis jetzt, soviel ich weiß, nicht seinesgleichen hat. Ich habe die Absicht, den Schoner bis nach Honolulu zu bringen. Doch können wir ihn bei dem jetzigen unbeständigen Wetter nicht weiter im Schlepptau behalten. Ich möchte daher zwei Offiziere mit der Führung beauftragen, will aber unter den obwaltenden Umständen kein Kommando erteilen und bitte um freiwillige Meldungen.“

Augenblicklich meldeten sich alle wie ein Mann, von dem alten Doktor Trendon bis zu dem jungen Zahlmeister.

„Ich habe nichts anderes erwartet,“ sagte Kapitän Parkinson ruhig. „Doch ein Wort noch, meine Herren! Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß der Schoner sich zweimal in höchster Gefahr befunden hat. Nur eine solche konnte Mr. Edwards dazu bewegen, seinen Posten zu verlassen. Wir, die wir ihn kennen, sind alle von dieser Uebersetzung durchdrungen. Ebenso wenig kann ich mich der trübsten Befürchtungen über sein und seiner Gefährten Schicksal erwehren. Von der Art der Gefahr aber vermag ich mir kein auch nur einigermaßen wahrscheinliches Bild zu machen. Hat vielleicht einer der Herren eine Ansicht zu äußern?“

Allgemeines Stillschweigen.

„Mr. Barnett? Doktor Trendon? Mr. Ives?“

„Könnte nicht ein Zusammenhang zwischen der unaufgeklärten Lichterscheinung, die wir zweimal gesehen haben, und dem zweimaligen Verlassen des Schiffes existieren?“ meinte der erste Offizier nach einer Pause.

„Das habe ich mich auch wieder und wieder gefragt. Aber wie nahe auch die Lichtquelle dem Schoner gewesen sein mag, so ist er doch jedenfalls unbeschädigt geblieben!“

„Allerdings, Herr Kapitän,“ erwiderte Barnett, „und damit wird diese Erklärung auch wohl hinlänglich.“

„Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinen Wünschen nachkommen, meine Herren,“ fuhr der Kapitän fort, „wenn auch meine Pflicht dadurch gewissermaßen erschwert wird. Ich nehme Mr. Ives' Anerbieten an, weil er mit diesen Gewässern vertraut und des Segels kundig ist.“ Sein Blick durchslog suchend die Reihe der Offiziere.

„Verzeihung, Herr Kapitän,“ pläzte der Zahlmeister heraus, „ich habe bereits mehrere Jahre eine Schonerjacht gefahren und würde sehr gern die Gelegenheit ergreifen.“

„Gut, Mr. McQuire, dann sollen Sie der zweite Befehlshaber an Bord sein.“

„Ich danke Ihnen gehoramsft, Herr Kapitän.“

„Sammeln Sie nun eine freiwillige Mannschaft, meine Herren, und begeben Sie sich sogleich auf Ihren Posten. Scheuen Sie keine Mühe, um Berichte über die Fahrt des Schoners aufzufinden! Achten Sie auf die Signale und melden Sie jede noch so geringfügige Entdeckung, wie auch jedes ungewöhnliche Vorkommnis!“

Vornmittags zehn Uhr bei nebligem Wetter begab sich die neun Mann starke neue Besatzung — lauter stämmige Leute — nach der „Laughing Bass“ hinüber.

Alle Unbilden der Witterung schienen sich zu vereinen, um den Schoner von seinem Begleitschiff zu trennen. Der Nebel sank nur, um böigen Nebelschauern Platz zu machen, die höchstens den Ausblick auf ein Schachbrettmuster kleiner Wasserflächen und undurchdringlicher grauer Schleier gestatteten.

Vor Abend schon war die „Laughing Bass“ bei ihrer langsamen Fahrt durch eine Legion Wellen von dem Kreuzer getrennt, der um Sonnenuntergang zwischen zwei Nebelschwaden noch einen Blick auf sie erwiderte. Dann legten Wind und Regen mit erneuter Kraft aus Südosten ein. Der Kreuzer wendete sofort, um dem vermutlichen Kurs seines Schutzbefohlenen zu folgen, der wahrscheinlich weit leewärts abgetrieben wurde.

Stundenlang rauschte der Regen und heulte der Wind. Damit entvölkerte sich plötzlich der Himmel, und gleichzeitig hallte ein Schrei des Entsetzens vom Bug bis zum Heck der „Wolverine“. In weiter Ferne erschien am westlichen Horizont das Seltsamste, was die Augen der an Bord befindlichen Männer je im Leben erblickt:

Von einem wunderbaren goldglühenden Keil stiegen blendende Lichtströme spiralförmig in den dunklen Himmel hinauf. Sie spielten in allen Farben des Spektrums: in flammendem Orange, köstlichem, durchsichtigem Blau und sprühendem Rot. Unten flimmerte ein breites Band von blässerer Farbe, wie eine krause Masse erstarrter Blitze.

Wäre alle Schönheit sämtlicher Nordlichter in eins verschmolzen, vor dem blendenden Glanze und der erhabenen Pracht jener wunderbaren und doch Furcht einflößenden Himmelserscheinung wäre sie jäh verblaßt.

Todesstille herrschte auf dem Schiff, alles stand wie versteinert in sprachloser Erstarrung. Vom Borderschiff tönte plötzlich ein neuer Ausruf des Schreckens. Der Steuerunteroffizier, der am Rade gestanden hatte, stolperte die Leiter hinunter und stürzte, die Finger in einer Gebärde des Entsetzens weit von sich gespreizt, das Deck entlang, wobei er fortwährend schrie:

„Die Radel! Der Kompaß!“

Barnett, Trendon und die andern eilten nach dem Steuerhause. Die Radel schoß von links nach rechts und von rechts nach links. An ihrer Spitze glühte ein stahlblauer Feuerstein. Dann wirbelte sie herum, funken-sprühend, hielt an, zitterte, und bog sich aufwärts, daß sie an den Glasdeckel klopfte.

Barnett sah Trendon entsezt an.

„Meine Augen haben das Kommen des Herrn in seiner Herrlichkeit gesehen!“ murmelte der Arzt, den Blick auf dem strahlenglänzenden Himmel. „Es läßt sich mit nichts anderem vergleichen...“

Die Luft im Westen schoß bis zum Zenith empor. Barnett erfaßte das Rad, und das Schiff gehorchte.

„Ich glaubte schon, es wäre auch behergt,“ sagte er vor sich hin.

„Halten Sie auf das Licht zu, Mr. Barnett!“ ertönte die ruhige Stimme Kapitän Parkinsons.

Langsam drehte sich der stählerne Kolos und dampfte dem Unbekannten entgegen. Nach einer Stunde trat plötzlich tiefe Finsternis ein. Das geblendete Auge konnte zunächst nicht einmal einen Stern wahrnehmen, doch der scharfe Blick des Matrosen auf dem Ausguck entdeckte etwas anderes.

„Brennendes Schiff!“ rief er heiser.

„Wo?“

„Zwei Striche in Lee, nahe der Stelle, wo das Licht war.“

Alle wandten die Blicke nach der bezeichneten Richtung und sahen einen majestätischen, purpurnen Feuerschein, aus dem plötzlich ein hellerer Strahl aufzuckte.

„Das ist kein brennendes Schiff,“ sagte Trendon, „sondern der Ausbruch eines Vulkans.“

„Und das andere?“ fragte der Kapitän.

„Kein Vulkan.“

„Der arme Billy Edwards gewinnt seine Wette,“ flüsterte Forsythe.

„Gott gebe, daß er noch auf Erden weilt, um den Gewinn einstreichen zu können!“ antwortete Barnett in feierlichem Tone.

In jener Nacht begab sich niemand zur Ruhe. Als die Sonne des 8. Juni sich erhob, lag der Ozean in grenzenloser Debe da, nur fern am Horizont, wo die Karte kein Land aufwies, wälzten sich schmutzgraue Qualmschwaden. Von dem Schoner aber war weit und breit keine Spur zu sehen.

5. Kapitel.

Die Schiffbrüchigen.

„Auf diesem Schiff —“ brummte Carter, der zweite Offizier, der mit Trendon an der Achterdeck-Reeling stand, — auf diesem Schiff geht es heute zu wie bei einem Kaffeeklatsch! Recht laut — recht breit — und recht gemütlich... Das ist nun seit dem Frühstück die dritte Möwe, über die uns amtlich Rapport erstattet wird!“

In der Tat war heute schon dreimal das Gerücht von einer höchst merkwürdigen Entdeckung wie ein Lauffeuer durch die „Wolverine“ geeilt — bei näherem Zusehen hatte der wichtige Fund sich jedoch immer als ein harmloser Schwimmbogel entpuppt. Und jetzt schallte es wieder aus dem Mars:

„Boot ahoi! Drei Strich an Steuerbord voraus!“

„Wenn's wieder eine Möwe ist, rede ich ein ernstes Wortchen mit dir, mein Junge!“ Inurrte Carter.

Der Kreuzer hielt nach Steuerbord. Alle Augen hielten in höchster Spannung Ausguck nach dem Boot.

„Sofort melden, wenn es in Sicht ist!“ rief Carter nach oben.

„Ja wohl, Sir.“ Klang es zurück.

„Jrgend etwas ist dort!“ sagte Forsythe. „Ich sehe einen dunklen Fleck!“

„Wahrscheinlich Schiffstrümmer von dem Wrack, das Barnett in die Luft gesprengt hat,“ brummte Trendon, angestrengt durch sein Glas spähend.

„Es ist ein kleines Boot! Es treibt auf uns zu!“ meldete jetzt der Mann im Ausguck.

„Niemand drin?“ rief Carter.

„Noch nicht zu erkennen, Sir.“

In diesem Augenblick erschien Kapitän Parkinson an Deck. Carter erstattete Meldung und zeigte den dunklen Fleck auf der Wasserfläche.

„Vollbampf voraus!“ befahl der Kapitän.

Der Kreuzer schoß vorwärts.

Mit gewaltiger Geschwindigkeit. Aber noch zu langsam für die Männer auf ihm, die von dem einsam treibenden Boot dort die Lösung des furchtbaren Rätsels erhofften, das auf allen lastete wie ein niederdrückender Alp.

„Sie da oben!“

„Ja wohl, Sir!“

„Können Sie schon die Bauart erkennen?“

„Hoch gebaut — wie ein Fischerboot, Herr!“

„War nicht auf der „Laughing Laß“ ein derartiges Boot?“ rief Forsythe.

„Ja! In den Heckbavits,“ antwortete Trendon.

„Es ist nicht anzunehmen, daß Fischerboote bis hierher verschlagen werden sollten,“ sagte Kapitän Parkinson.

„Wenn das Boot wirklich diese Bauart zeigt, dann gehört es zur „Laughing Laß“.“

„Fraglos!“ bestätigte Barnett. „Jetzt kann man es deutlich erkennen!“

„Entern Sie, bitte, auf und halten Sie mich auf dem Laufenden, Mr. Barnett!“ befahl der Kapitän.

Der diensttuende Offizier sprang in die Wanten. Das kleine Fahrzeug, von der breiten Dämmung sanft gewiegt, wurde immer deutlicher.

„Es ist dasselbe Boot!“ sagte Trendon.

„Was sollte es auch anders sein?“ brummte Forsythe.

„In dem Boot liegt ein Mann — nein, zwei!“ brüllte der Ausguck.

„Alles schwieg minutenlang.“

Dann kam die Meldung:

„Zwei Mann im Boot!“

„Am Leben?“

„Kein Lebenszeichen, Herr!“

Der Wind, der bei Tagesanbruch stetig wechselte, sprang wieder um und trieb das Bootheck vorwärts dem Kriegsschiff zu. Barnett ließ einen Augenblick lang das Glas sinken und rief hinunter:

„Es ist das Boot der „Laughing Laß“! Ich kann den Namen erkennen!“

„Gut,“ sagte der Kapitän ruhig. „Dann werden wir erfahren, was geschehen ist.“

„Können Sie die Leute im Boot schon erkennen?“

„Scheinen nicht zu unserer Mannschaft zu gehören!“ schrie Barnett.

„Was? Sind Sie dessen sicher?“

„Ich kann nur das Gesicht des einen erkennen. Er ist aber weder Ives, noch Mc Guire, noch Edwards, noch einer von den Leuten.“

Das Boot war dem Kreuzer so nahe gekommen, daß man vom Quarterdeck aus hineinsehen konnte. Es war ein gewöhnliches Hochseeboot. Eine Mastöffnung zeigte, daß es auch zum Segeln benutzt werden konnte. Einer der beiden Männer im Boot lag regungslos, lang ausgestreckt unter einem Stück Segeltuch, das seine Gestalt verbarg. Der andere kauerte im Heck. Bei seinem Anblick ging ein Flüstern durch die Reihen der Mannschaft der „Wolverine“. Der Mann sah aus wie eine Vogelscheuche. Er war ein Bündel von zerfetzten Lumben — ein menschliches Jammerbild mit hohlwangigem, vor Bartstoppeln unkenntlichen Gesicht; mit einem Ding auf dem Kopf, das wie ein Turban aussah und von Schmutz starre.

„Ja — fabelhaft!“ stotterte Forsythe. Ein hysterisches Lachen packte ihn.

Da hob der Fremde den Kopf. Aus dem abgekehrten Gesicht starrten irre Augen das Kriegsschiff an. Dann sank er kraftlos wieder zurück. Die Gestalt unter dem Segeltuch lag regungslos.

Auf dem Deck des Kriegsschiffes stand alles wie gebannt.

In das beklommene Schweigen klangen fast befremdend energische Kommandoworte aus dem Zwischendeck, wo das geordnete Schiffsleben im ruhigen Geleise weiter ging. Die befehlende Stimme schien den Fremden zum Bewußtsein zu bringen, anzutreiben. Mechanisch, wie ein Automat, hob er zuerst den einen, dann den andern Arm, und arbeitete sich mühsam empor, bis er in sitzender Stellung an der Ruderbank lehnte. Dann öffnete er den Mund und verzog sonderbar das Gesicht, als dächte er angestrengt über die Pointe eines halbvergessenen Wthes nach. Plötzlich klang in rauhen, krächzenden Tönen, aber doch deutlich vernehmbar, von seinen Lippen ein merkwürdiger Gesang, dem ein Unterton dämonischen Triumphes eine Wirkung gab, die graußig war.

„Da ward das Schiff für sie zum Sarg, die See für sie zum Grab —“

Nordwind — Südwind — uns ist's einerlei!
Wir gaben ihnen kein Pardon und senkten sie hinab;
Dort an der Küste der Berber — v — e — e — i!“

In langgezogenen, klagenden Tönen schwoh es an und verhallte...

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden weißen Esel.

Skizze von Nils Lugo-Lengquist.

Auf. Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pete Stubrecht.

Dämmerung ist's. Wie durch einen Zauberschlag hat sich die durchsichtig blaue Luft in violette Töne gefärbt. Noch eine Viertelstunde und dichtes Dunkel breitet sich über Arles, Mitrals Stadt der Sagen und der Träume. Aller Lärm und lautes Getriebe auf dem Boulevard des Vices ist verstummt, die Scharen spielender Jungen sind verschwunden, auch die letzten Kinderwagen wurden von wachsamem Bonnen nach Hause gefahren, bevor die Abendkühle herannahte.

Doch in den Haustüren verweilen noch „les belles Arlésiennes“ und guden mit ihren schwarzen Augen hinaus in das Dunkel. In einer Stunde ist der Tag zu Ende. Dann werde ich wieder mein Abendessen in der kleinen Kaminleuchte einnehmen, die mir, dem Fremdling, ihre einfachen Porten geöffnet hat. Und werde dann von meinem Fenster aus wieder die gleiche Scene beobachten, die sich tagtäglich in der Abenddämmerung auf meiner Straße abspielt: vor einem Korbwagen gespannt, trotzt ein kleiner weißer Esel mit seinen kurzen Beinen auf einen Hauseingang zu, gerade dem meinen gegenüber — und ein kleiner Alter, dessen Kopf ebenso weiß ist wie das Fell seines Esels, klettert mühsam auf den Wagenst, nimmt die Äugel und rollt mit seinem Gefährt davon. Oben am Fenster steht ein junges Paar, Schwiegersohn und Tochter und winkt mit feierlicher Miene dem Alten zum Abschied nach.

Dann werden die Fenster wieder geschlossen.

Für heute ist das Schauspiel zu Ende, morgen beginnt es wieder aufs neue, und so geht es voranschreitlich immer weiter, alle Tage — solange der Alte lebt.

Herr Rastaud, so ist sein Name, wurde mir rasch ebenso wohlbekannt, wie sein kleiner Esel, und wenn ich die beiden nun unter der nicht gerade besonders artigen Rubrik: „Die beiden weißen Esel“ zusammenfasse, geschieht es aus einem Grunde, den ich so gleich berichten will.

Herr Rastaud ist im glücklichen Besitze eines so großen Kapitals, daß dessen Rente, zusammengekommen mit der Pension, die er als verabschiedeter Staatsbeamter erhält, ihm ein gesichertes Alter gewähren.

Auf seinem Landgute, draußen, eine Viertel Meile vor der Stadt, hat er sich zur Ruhe gesetzt und seine Haushaltsführung einer älteren Wirtschafterin anvertraut. Täglich läßt er seinen Korbwagen mit dem kleinen Esel anspannen, um seiner Tochter und seinem Schwiegersohne einen Besuch abzustatten.

Nach einem knappen Jahre glücklichster Ehe wurde er Witwer, und seit dieser Zeit spendet er seiner Tochter den ganzen Reichtum seiner warmen Seele und seines Herzens Güte und Weisheit. Und diese wiederum scheint alles zu tun, um ihm seine Liebe zu vergelten. Herr Rastaud mühte demnach ein glücklicher Mann sein.

Doch das Schicksal hat es wohl anders gewollt! —

Seit vielen, langen Jahren trägt er eine unheilbare Wunde im Herzen, eine Wunde, die das Glück seit jener Zeit aus seinem Leben herausriß, da der Tod seiner Frau und die Geburt seiner Tochter zusammentrafen.

Niemals hat der Alte über seinen Lebenskummer gesprochen, aber ein jeder vermag ihn aus seinen Augen zu lesen, und einer Menschen gibt es, der darum weiß, — der auch die innersten Gedanken des Herrn Rastaud kennt und — — — sich an seiner Bein erfreut!

Dieser hartherzige Mann ist Herr Aubert, mein Wirt.

Wenn ich am Abend von meinem Fenster aus die Abfahrt beobachte, kann ich sicher sein, daß Herr Aubert hinter einer anderen Fensterheibe steht und mit interessierten aber wenig wohlwollenen Blicken an dem Ereignis da draußen auf der Straße teilnimmt.

Was Herrn Auberts starke Feindschaft gegen Herrn Rastaud veranlaßt hat, habe ich durch ihn selbst nicht erfahren können, aber ich habe den Grund dazu erraten.

Selbstverständlich eine Frau!

Und mein Wirt war der verklerende Teil, während Herr Rastaud sie als seine Gattin heimführte. Diese unvorbenene Frau war die Mutter der jungen Blondine, welche jetzt das ganze Glück des Alten ausmacht.

Die junge Frau ist übrigens eine vollendete Schönheit. Sie ist schlank und blond wie ein Kind des Nordens und hat dabei die schwärzesten Augen, die es in Arles nur gibt, und seidnenweiße lange Augenwimpern, die ganz besonders reizvoll werden, wenn sie die Augen nieder schlägt. Und das tut sie gern und oft; denn sie weiß, daß es ihr steht!

Als ich anfing, mich für die Familie Rastaud zu interessieren, richtete ich einige Fragen an meinen Wirt. Doch Herr Aubert wandte die Innensflächen seiner Hände mit einer vielstündigen Bewegung nach außen und brummte in raschem Tempo eine Menge Worte vor sich hin, die alles mögliche bedenten konnten, nur keine Antwort auf meine Frage. Seitdem ist es mir aber doch geblückt, wenn er wie ein großer weißer Vogel in seiner vortrefflichen Küche herumflattert, brodenweise etwas aus ihm herauszuböhrhen.

Es gab eine Zeit, in der Herr Aubert und Herr Rastaud die besten Freunde waren; nichts schien die beiden trennen zu können. Und doch, es geschah!

Die beiden Freunde trennten sich, um sich nie wieder zu versöhnen.

Herr Rastaud verheiratete sich mit der Frau, die Herr Aubert für sich selbst ausgewählt hatte. Und somit kam der Bruch zustande. Herr Aubert kaufte ein kleines Hotel in seiner Vaterstadt Arles und verliebte Paris, wo er und sein Freund bisher gewohnt hatten. Mehr als zwanzig Jahre später mußte er eines schönen Tages sehen, daß sein alter Rivale auch hierher gezogen war, und nun wollte der Zufall es, daß sie sich unaufhörlich begegneten, ohne daß doch nur einer von ihnen einen Schritt zur Versöhnung getan hätte.

Herr Rastaud betrachtete mit schlecht verhälltem Mißtrauen seinen früheren Nebenbuhler, und dieser wieder konnte niemals vergessen, daß er es damals war, der zurückstehen mußte und den Fort besam, — selbst jetzt noch nicht, wo die Geliebte schon seit so vielen Jahren auf dem Kirchhof ruhte. Die verwundete Eitelkeit hatte einen zu harten Schlag bekommen; selbst nach einer Versöhnung — so wie früher hätte es nie wieder zwischen ihnen werden können.

Eine heimliche, nicht zu verratende Quelle der Schadenfreude existierte aber für den abgewiesenen Rivalen — — — und diese selbe Quelle wurde zur allergrößten Lebensfrage für Herrn Rastaud.

Die verstorbene Madame Rastaud war von wunderbarer Schönheit gewesen, und ihre Tochter hatte diese Schönheit von ihr erbt. Doch im Gegensatz zur Tochter, die lichtblond war, hatte Frau Rastaud tiefschwarzes, schönes Haar gehabt. Auch Herr Rastaud war so dunkel, wie nur ein Südländer sein kann. — — —

„Oh hien! Wie kam also die Tochter zu dem goldblonden Haare?“ — — —

Lange hat es gedauert, bis mein Wirt soviel aus sich herausgehört hatte, daß der Grund seiner Schadenfreude und zugleich des armen Herrn Rastauds tiefer Kummer, das goldblonde Haar seiner Tochter war. Doch als ich dieses nun wußte, beschloß ich eines schönen Abends einmal die Geschichte vollständig herauszubekommen.

Und das glückte. — — — — —

Herr Aubert säubert gerade Madieschen, ich lehne mit einer Zigarette im Munde am Pfeiler der Mauer. Die Unterhaltung habe ich bereits auf die Familie da drüben gelenkt, auf die Tochter und den Schwiegersohn; beharrlich und mit gewisser Andringlichkeit äußere ich dann: „Ach, sehen Sie mal an, Monsieur Aubert, so schönes blondes Haar haben Sie in Ihrer Jugend gehabt!“ —

Ohne den geringsten Verdacht fährt sich mein Wirt über den glatten Scheitel, der von einem knapp zentimeterbreiten Haarfranz umgeben ist.

„D nein, Monsieur, ich habe ja immer schwarzes Haar gehabt, — — — solange ich überhaupt welches hatte,“ sagte er mit einem kleinen Seufzer hinzu.

„Ja, dann verstehe ich nicht — — — — —“

„Was verstehen Sie nicht, Monsieur?“

„Das blonde Haar des Mädchens! Der jungen Frau da drüben!“ — — — — —

Herr Aubert fährt total überrascht auf, und ein äußerst geschmeidelter Schimmer kommt in seine Augen: „Oh, Monsieur, Sie irren sich vollkommen!“

„Ja, ich sehe das jetzt ein. Aber — — — ach so — — — so war es ein anderer?“

„Nein, sicher nicht! Madame Rastaud war absolut digent da tren — dem da — — diesem Manne — — dem Kamele! Aber er, er hätte verdient — — — — —“

Eifrig tastet Herr Aubert mit seinen Fingern an die Stirnggend. „Nein,“ näher beugt er sich zu mir hin. — „weil — — — sehen Sie, Monsieur, Madame Rastaud war ein Weib. Durch und durch! Ich kannte sie schon länger als dieser Narr, ihr Mann! — Ein herrliches Weib! Aber kurz bevor sie ihn kennen lernte, ließ sie sich — — — vielleicht aus Lanne, vielleicht aus Eitelkeit — — — ihr wundervolles, deutsches Mondhaar . . . schwarz färben.“

„Sie war ja eine Frau, Monsieur, und darum muß man so etwas verstehen! Eine bildschöne Frau! — Die Tochter hat nun das blonde Haar der Mutter geerbt. Dieses aber begriff der Mann da drüben natürlich nicht! Und so glaubt er felsenfest, daß er betrogen wurde, und schleppt diesen Kummer nun still für sich immer weiter herum.“

„Und das gönne ich ihm, dem Glenden!“

Im selben Augenblick hört man draußen auf der Straße das Rollen eines Wagens. Vorsichtig öffnet Herr Aubert das Fenster und hat ein überaus befriedigtes Lächeln auf seinen Lippen, in dem er mir ruuft:

„Sehen Sie, da trollen sie wieder ab, die beiden weißen Esel!“ — — — — —

Zur Errichtung eigenhändiger Testamente.

Den Abfassern eigenhändiger Testamente kann gar nicht genügend Vorsicht angeraten werden. Denn die gesetzlichen Erben die an dem Nichtbestehen des Testaments Interesse haben, nehmen es gar scharf unter die Lupe. Vor allem muß die Orts- und Zeitangabe richtig sein. Das Testament darf also weder vordatiert noch nachdatiert werden. Man versuche auch Schreibfehler in der Datierung zu vermeiden, denn wenn auch hierdurch meistens nicht die Richtigkeit des Testaments herbeigeführt wird, so geben sie

doch zu Zweifeln Anlaß. Vor allem hüte man sich, das Testament mit der Schreibmaschine zu schreiben oder es überhaupt von einer anderen Person schreiben zu lassen; es wäre alsdann unfehlbar nichtig. Die größte Gefahr liegt darin, daß man das Testament auf einen Bogen schreibt, auf dem der Ortsname vorgedruckt ist. Man legt vielleicht harmlos neben den vorgedruckten Ortsnamen das Datum, ohne dabei zu ahnen, daß auf diese Weise das Testament der Nichtigkeit anheimfällt. Es muß nämlich die Angabe des Ortes unbedingt eigenhändig geschehen. Die Fälle der Nichtigkeit aus diesem Grunde, sind in der Praxis die häufigsten. — Auch bei gemeinschaftlichen Testamenten ist Vorsicht geboten. Ein Testament folgenden Inhalts kommt häufig vor: „Wir setzen uns gegenseitig im Falle unseres Todes zu Erben ein. Datum. August Schulze.“

Unter dieses Testament setzte auch Frau August Schulze ihre Unterschrift. Gleichwohl ist das Testament nichtig. Das Testament ist nämlich zunächst nur vom Ehemann Schulze geschrieben, was bekanntlich nicht genügt, da nach der strengen Formvorschrift jeder sein Testament eigenhändig schreiben muß. Es muß deshalb der Testamentsvollzug entweder von der Ehefrau wiederholt werden, oder es muß von ihr irgendwie darauf Bezug genommen werden. Dies geschieht gewöhnlich durch den Satz: „Ich erkläre, daß das Testament meines Mannes auch das meine sein soll.“ Es genügt auch das eine Wort „Einverständnis“; unter das dann die Ehefrau ihre Unterschrift zu setzen hätte. Natürlich muß die Ehefrau auch das Datum hinzufügen, denn die wenigen Worte bilden wiederum ein besonderes Testament. Das Datum wird in den meisten Fällen auf den gleichen Tag lauten wie dasjenige des Ehemannes. Es darf natürlich auch ein späteres Datum sein, nur muß es dem Tage der Niederschrift entsprechen. — Jedes Testament soll natürlich mit dem vollen Familiennamen unterzeichnet sein. Bei Testamenten in Briefform kommt es jedoch häufig vor, daß sie nur — der Natur des Briefes entsprechend — mit dem Vornamen unterzeichnet sind. Solche Testamente wurden früher vom Reichsgericht für nichtig erachtet. Erst neuerdings läßt man sie gelten. Man hat jedoch auf diese Weise die Gefahr heraufbeschworen, daß ein harmloser Brief, in dem von erbrechtlichen Verfügungen die Rede ist, dem Briefschreiber gegen seinen Willen als Testament ausgelegt werden kann. Es besteht daher die Möglichkeit, daß das Reichsgericht in Erkenntnis dieser Gefahr später einmal von seiner jetzigen Auffassung abgehen wird, weshalb es zu empfehlen ist, auch im Briefe mit vollem Familiennamen zu unterzeichnen, wenn man dem Briefe die Bedeutung eines Testaments beilegen will.

Dr. jur. Ludwig Oppenheimer, Darmstadt.

Deutsches Vaterunser.

So laßt uns beten: O, du unser Vater,
Sei unsre feste Burg in allen Nöten,
Sei unser Schirm, sei Helfer und Berater.
Laß uns getrost vor unsre Feinde treten!
Gib uns täglich Brot uns jetzt und heute,
Entzünd in uns das Feuer deiner Stärke,
Erfüll uns all mit deiner heiligen Freude
Und legne anädig unsrer Hände Werke.
Sei unsre Zuflucht, unser Lebensborn!
Uns deine Gnade, unserm Feind dein Horn!
Herr, sieh uns an in Milde und Geduld;
Erbarmsvoll vergib uns unsre Schuld,
Dein ist das Reich, laß es uns auch erwerben,
Dein ist die Krast, die Feinde zu verderben,
Dein ist die Herrlichkeit ob allen Wesen,
Im Ewigkeit bist du, wie du gewesen . . .
Datum bitten wir in deines Sohnes Namen,
Erlöse uns, Herr, und schenk uns Freiheit. Amen!

Karl Neurath (Midda).

Büchertisch.

— Der Lürmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Feste) 4 Mt. 60 Bg., Einzelheft 80 Bg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des zweiten Septemberheftes: Der Geist vom Skagerrak. Von Otto Haendler. — Unwägbarkeiten. Von Hans von Rablenberg. — Unsere Freunde — die Feinde. Von Erich Schlaifer. — Wirkungen. Von H. Spier. — Deutsche Scholle für unsere Tapferen! Von Frank vom Rhein. — Gottes Walten in der Geschichte. — Michel, der Narr. — Ein Sehender. Von P. — Bismarck für freies Wort. — Johannes Scherr über Frankreich und England. — Zum Gedächtnis dreier niederdeutscher Dichter. Von R. Stord. — Eine Ehrenschild des deutschen Volkes. Von Marie Diers. — Besuch eines Balten bei Goethe. Von Wilhelm Graf. — Ein sibyllinisches Buch. Von Werner Peter Larsen. — Das serbische Erlebnis. (Mit 8 Zeichnungen von Walter Lehmann.) Von Konstantin Schmelzer. — Theaterjammer. Von R. St.

Lürmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilage. — Notenbeilage.

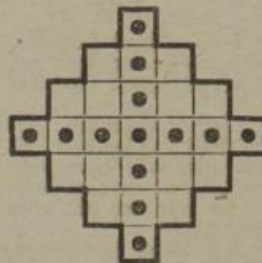
— Deutsche Wille (Kunstwart). Erstes Septemberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Im Leter des Fests „Wohlthätigkeit und Staat“ kritisiert Dr. Wilh. Stapel den heute üblichen Wohlthätigkeitsbetrieb. Jetzt im Kriege sei praktisch freilich nichts zu ändern, nach dem Kriege müßte man aber in der Wohlthätigkeitspflege grundsätzlich die Mittelbeschaffung und die Mittelverwendung trennen, erstere sei dem Staate und den Gemeinden zuzuweisen. In einem Aufsatz über den Krieg und die Christusfrage“ erörtert der Hamburger Hauptpfarrer U. B. Dünninger das Christusbild der kommenden Zeit. — Zu Friedrich Ludwig Schröders hundertstem Geburtstag zeichnet Ferdinand Gregori ein Bild des genialen Theatermannes der Goethezeit. — Der Architekt Gustav Wolf gibt längere grundsätzliche Ausführungen über Kriegs-Gedächtniszeichen“, denen er acht hübsche kleine Zeichnungen beigegeben hat. — Walter Lamach erörtert „Das Sprachenlernen als politische Aufgabe“, besonders vom Standpunkt des deutschen Kaufmanns aus. — Dr. Erich Schairer beschäftigt sich in einem Aufsatz „Handel oder Händler“ mit der „sozialen Umorientierung“ des Handels.

— E. L. N. Hoffmann: Die Bergwerke von Falun, Der unheimliche Gast. Mit diesem Inhalt ist Nr. 87 der „Weltliteratur“ erschienen, die zum Preise von 10 Bg. jeden Samstag in geschmackvoller Aufmachung einen der besten Romane und Novellen der Weltliteratur bringt. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24.

— Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft Stuttgart). Der soeben erschienene 1. Band des neuen Jahrganges enthält u. a. einen Roman von Alexandra v. Doffe „Der deutsche Gast“, in dem uns die Geschichte eines nach Russland in Russland gereiteten deutschen Fliegeroffiziers fesseln; eine Erzählung von Heinz Wellen „Die drei Kreuze“ und eine Kolonialgeschichte aus den ersten Kriegswochen „Der Verrat der Duala“ von Siegfried Waske. Aus dem reichen Inhalt heben wir noch hervor: die Schilderung einer abenteuerlichen Fahrt von Karl Heinz Peiland „Eine Autotour durch Madras“, einen Aufsatz von Eaduis Groland über Sterndeuterei, Prophetenkünste und Weltuntergang, und einen weiteren von Dr. Bäumer über Hauptpflege und Bäder. Mit 10 abwechselungsreichen Darbietungen für so billigen Preis (90 Bg. für den Band) wird dem Bedürfnis weitester Kreise in der geeignetsten Form entsprochen.

— In einem interessanten Artikel „Die Eigenart des rumänischen Volkes“, den die neue Nr. 37 der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ enthält, nimmt Prof. Otto von Dungen zu der Frage der Abstammung der Rumänen Stellung. Die neue Nummer des interessanten Blattes beschäftigt sich auch bildlich vorwiegend mit Rumänen: sie bringt in ausgezeichneten photographischen Aufnahmen rumänische Bauernhäuser, Bauern und Bäuerinnen, rumänische hohe Offiziere und Staatsmänner, darunter auch den Generalstabschef Avarescu. Außerdem beschäftigt sich die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ (Verlagsanstalt Ringier & Co. in Zofingen) in ihrer neuen Nummer mit allen anderen wichtigen Ereignissen der letzten Zeit, seien sie kriegerischer oder friedlicher Art. Ihr billiger Preis von 25 Bg. pro Nummer ermöglicht dies; im Abonnement kostet die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ M. 6.— pro Halbjahr. Alle Buchhandlungen und auch die Post nehmen Bestellungen entgegen.

* Zerbrochene Gummiringe der Einmachgläser können, wie uns eine erfahrene Hausfrau mittelst, ohne weiteres wieder zum Sterilisieren verwendet werden, wenn man die beiden Enden übereinander legt.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Juli, August; Julia (Juli + a).

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a a b b b b a e g g i l n o r r r r t u u derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Buchstaben.
2. Edelstein.
3. Frucht.
4. Stadt in der Schweiz.
5. Vogel.
6. Badeort.
7. Einen Buchstaben.